

Verlag von G. Schulz
Siegen.

an: „Es wird doch nichts Schlimmes sein?“

der Frankfurter Zeitung zufolge soll das russische Kaiserpaar demnächst Wien besuchen und von dort nach Wien und Darmstadt reisen; späterhin werde das Kaiserpaar mit dem deutschen Kaiser zusammentreffen, vielleicht in Berlin, und gedenke sodann London und Kopenhagen zu besuchen. Diese Angaben dürften im wesentlichen richtig sein; doch scheint es, daß endgültige Vereinbarungen mit den betreffenden Höfen noch nicht getroffen sind.

Vermischtes.

— Olpe, 9. Juli. (Zagd-Ünglück.) In Bremge bei Eßernohl ereignete sich am Mittwoch ein trauriger Unglücksfall. Mehrere Jäger hatten sich gegen Abend auf den Anstand begeben. Zwischen 9 und 10 Uhr glaubt einer, Namens B., in dem Dunkel einen Rebhuhn zu sehen und giebt einen Schuß auf das vermeintliche Wild ab. Beim Hinzutreten sieht er jedoch zu seinem größten Entsetzen, daß er einen seiner Jagdcollegen getroffen hat und zwar tödlich getroffen mitten durch's Herz, so daß dieser in wenigen Minuten seinen Geist aufgegeben hat. Der so unglücklich ums Leben gekommene heißt Romuald, ein 35jähriger unverheirateter Mann und stammt aus Bremge. Man bringt dem unglücklichen Schicksal ebenso sehr wie seinem Opfer aufrichtiges Bedauern entgegen.

— Frankfurt, 10. Juli. (Selbstmord.) Verachtetes Aufsehen erregt der gestern Abend bekannt gewordene plötzliche Tod des Malers Prof. Eugen Klimsch. Er hatte noch am Vormittag im Städtischen Kunstinstitut seine Malkunden in gewohnter Weise gehalten; als er dann zum Mittagessen nicht nach Hause kam, suchte seine Frau nach ihm und fand ihn als Leiche im Atelier erhängt. Man sucht vergebens nach einem Beweggrund für diese That, denn Klimsch lebte in den glücklichsten Familienverhältnissen, war berühmt als Künstler, geachtet und beliebt als Mensch, und so blieb nur die Annahme übrig, daß er die That in plötzlicher Geistesumwandlung verübt hat. Diese Annahme wird unterstützt durch eine Tagebuchaufzeichnung, worin er davon spricht, daß er dem Wahnsinn entgegengehe und den Tod wählen müsse. Eugen Klimsch war 1839 in Frankfurt geboren, hatte sich unter der strengen Lehre seines Vaters zum Künstler ausgebildet und wirkte auf den verschiedensten Gebieten der zeichnerischen Kunst. Besonders geschätzt waren seine Kleinmalereien und seine künstlerisch vollendeten Aquarelle und Pastelle. Auch im Bildnis war er ein Meister. Seine drei Söhne haben sich ebenfalls der Kunst gewidmet. Das Bedauern mit der schwergetroffenen Familie ist allgemein.

— Kreuznach, 11. Juli. (Furchtbare Gewitter.) Entluden sich gestern Abend über die Umgegend. In Seibersheim wurde ein unter einem Nussbaum stehender Arbeiter und in Riedelweiler auf dem Hunsrück ein mit Haken beschaffter Arbeiter vom Blitz erschlagen.

— Forbach, 8. Juli. (Selbstmord.) Giebt es doch immer! Kommt da ein schlichter Mann vor, der wenigstens eine halbe Million, eine halbe Million zu machen. Zufällig zieht er dabei aus einer Seitentasche seines Rockbeutels einen schon vollständig zerfetzten Schein heraus, in dem der Kassenschein zu seinem Glückseligkeit für einen 1000 Mark-Schein erkannt. Befragt, wie er so viel Geld allein nach sich schon lange bei sich tragen könne, bemerkte der Mann: „Den Schein trag ich nun schon an 6 Jahre bei mir. Es sind meine Ersparnisse und da man mich schon öfter befragt hat, trug ich ihn Tag und Nacht im Geldbeutel.“ Es befohlen hat der Herr, 3. großer Mühe, um dem Mann beizubringen, wieviel Jinsen allein im Geldbeutel abgehen. Jetzt endlich ist der Schein vergraben und sicher angelegt.

— (Kleiner Feuerschlag.) Die Berliner Gewerbeausstellung weist seit einigen Tagen ein neues Anziehungsobjekt auf: das Archenholz'sche Fernrohr. Der Bau hat im ganzen die Summe von 250 000 M. erfordert, wovon 150 000 M. durch Sammlungen und Spenden in Berlin aufgebracht wurden, während für die folgenden 100 000 M. der Fabrikbesitzer Paul Poppe, welcher auch die technischen und maschinellen Arbeiten der Anlage ausgeführt hat, die Garantie übernommen hat. Diese verhältnismäßig äußerst geringe Baukosten konnte bei der Größe des Fernrohrs nur deshalb genügt werden, weil man durch eine neue finanzielle Konstruktion die Herstellung eines Kupferrohrs erspart hat. Man hat nämlich das Fernrohr mit einer eisernen Zylinderhülle resp. Hülle umgeben, welche sich bei der Bewegung des Fernrohrs mitbewegt und so das Rohr vor den Witterungseinflüssen vollkommen zu schützen imstande ist. Das Fernrohr, welches weit aus dem mit Zinnen versehenen Mauerbau herausragt, hat eine Länge von 21 m; der Durchmesser des Objekts beträgt 70 cm. Die Hauptrolle, in dem untergeordnet, mit dem Fernrohr gelagert und mit demselben drehbar ist, liegt genau in der Richtung der Polaraxe; auf der Drehachse steht die Polaraxe senkrecht, so daß das Rohr auch noch gleichzeitig auf und nieder bewegt werden kann, jeder Punkt des Himmels zur Besichtigung bequem erreicht werden kann. Eine ganze solche Drehung vollführt ein sieben-

pferdiger Dynamo innerhalb 5 Minuten. Dabei ist die Einrichtung so getroffen, daß der Beobachter fest auf der verlängerten Polaraxe steht, also seinen Standpunkt bei jeder Drehung des Fernrohrs zu verlassen braucht, da er dabei einfach nur mit ihm selbst gedreht wird. Diese Drehung wird von oben elektrisch mittels Kabel, Knäpfe u. s. w. bewerkstelligt, eventuell abgeändert werden. Ein Regulator sorgt dafür, daß genau in vierundzwanzig Stunden, entsprechend der Umdrehung der Erde, eine Umdrehung des Rohrs erfolgt. — Das Gebäude, in welchem sich das Archenholz'sche Fernrohr befindet, ist bestimmt, eine internationale astronomische Sammlung aufzunehmen, von der die Anfänge bereits vorhanden waren und die den Grundstock zu einem astronomischen Museum bilden soll. Außerdem sind dort zur Belehrung der Typen von Fernrohren bisheriger und neuester Konstruktion aufgestellt, ebenso zwei Fernrohr-Objektive im Durchmesser von 110 und 125 cm., die eine Dicke von 12 beziehentlich 8 cm. haben und in solcher Größe bis jetzt überhaupt noch nicht hergestellt worden sind. Sie sind von Schott und Genossen in Jena binnen ganz kurzer Zeit gegossen und gefächelt worden. Die französische Firma, welche bisher die größte Schmelze geliefert hat, verlangte bis zum Jahre 1905 Zeit zur Fertigstellung. Dr. Schott hat jedoch eine neue Methode des Gießens angewandt, die das Maß, an welches bisher die Größe dieser Schmelzen gebunden war, vollständig zerlegt hat, ebenso wie die neue Schmelzöfen der Ruppelbau überflüssig machte. Es sind dadurch der Astronomie neue großartige Bahnen eröffnet, indem dieses Jahrhundert, welches durch die Entdeckung Frauenhofer's in astronomischer Weise so gut eingeleitet war, durch diese neuen Erfindungen danach auch einen sehr gedächtnisreichen Abschluß zu finden berufen sein dürfte.

— (Ein historisches Ungeheuer) ist folgende Erklärung der Naumann'schen christlich-sozialen Lehre im Beiratsrat der „Nordd. Allg. Ztg.“ vom 3. Juni: „Die Naumann'sche Lehre basiert auf einer Art von temperierter Spiritualisierung der materialistischen Geschichtsauffassung, welche mit der einseitigen Geschlossenheit des pantheonomischen Systems den Erweis der Möglichkeit einer gleichmäßigen Erhebung zunächst einer nationalen Kulturgemeinschaft zu einer in immer steigendem Maße durch das Ideelle geistigen Existenz für minder feistliche Augen zu vereinigen scheint.“ Auch für minder feistliche Augen scheint uns dieser Satz zu sehr vom „Ideellen“ getrennt zu sein.

— (Allerlei in der Natur.) 9. Juli. (Trauriger Fall.) Der achtjährige Knabe Richard Dismant wurde mit aufgeschlitztem Bauch in seinem Bett gefunden. Die Untersuchung leitende Gerichtskommission fürchte beim Anblick der Leiche ohnmächtig nieder, zog sich Verletzungen am Kopfe zu und brach mehrere Finger und das Handgelenk. — (Eine drohende Verewachlung) ist dem altkatholischen Bischof Weber zugefallen. Am Peter- und Paulsfeste hatte er zu Freiburg i. Br. einigen Altkatholiken die Firmung gespendet; nachher ließ er im erzbischöflichen Palais anfragen, ob er vor seiner Abreise noch eine Audienz beim Erzbischof von Baden haben könne. Es wurde ihm zur Antwort: da der Erzbischofherzog in wenigen Stunden nach Karlsruhe reisen müsse, so könne der Empfang nur stattfinden, wenn Herr Weber sich bald einfände. Das war um die Mittagszeit. Gegen 2 Uhr, erzählt das D. Volksbl., fuhr der Wagen vor dem Hotel vor; Herr Weber befohl: „Fahren Sie mich zum Palais!“ und stieg ein. Der Kutscher fuhr los und fuhr zum Münsterplatz vor das erzbischöfliche Palais. Herr Weber merkte die Verewachlung nicht und trat ins Palais. Da der erzbischöfliche Hofplan auswärts nachmittags geschlossen hielt, so entwickelte sich der Besuch weiter, bis Herr Weber zu seinem größten Entsetzen plötzlich vor dem — Erzbischof von Freiburg stand. Eine Entschuldigung stammeln und den Kutscher antreten, war das Werk eines Augenblicks.

— (Allerlei in der Natur.) Der Ethnologe Professor Wilhelm Döll erzählt in der „National-Zeitung“: Berlin scheint wirklich internationale Großstadt zu werden. Vorgehen besuchte ich mit drei Herren, die an demselben Tage auf dem kürzesten Wege (13 Tage) von Mexiko hier eingetroffen waren, die Gewerbe-Ausstellung. Wir besahen, bei Abdon-Dressel zu essen. Einer meiner Freunde hatte beim Eintreten einen Herrn bemerkt, mit dem er aus geschäftlichen Gründen ein Zusammenreffen gern vermeiden hätte. Er sagte mir darum, um nicht von den uns umgebenden Kellnern verstanden zu werden, auf Spanisch: „Rufen Sie uns einen Tisch nehmen, am dem uns der Kell da drüben nicht sieht.“ Sofort trat ein eleganter Kellnerjüngling und sagte ebenfalls auf Spanisch: „Hier in der Ecke habe ich gerade den Tisch frei, den Sie wünschen.“ Auf unsere Frage, wo der Jüngling sein Spanisch erlernt habe, lautete die überraschende Antwort: „In der Stadt Mexiko.“ — „Wo denn in Mexiko?“ — „Im Hotel Turbide.“ — „So, waren Sie dort Kellner?“ — „Nein, ich wohnte dort.“ — Hierbei fiel mir eine noch viel lustigere Geschichte ein, die ich im vorigen Jahr in London mit einem schwarzen Kellner erlebte. Damals tagte in London der Amerikaner-Kongress. Prof. Karl von den Steinen aus Düsseldorf, Dr. Zingraf aus Düsseldorf, Professor v. Dantelmann und ich, wir besuchten eines Abends die Exhibition of the

India Empire in Earl's Court (die vielleicht auch noch einmal nach Berlin kommt). Unter den zahllosen Skepen, Burs und Restaurants befand sich auch ein sehr elegantes und vornehmliches „Curryhouse“, in welchem indische Gerichte von indischen Dienern aufgetragen wurden. Unter letzteren bemerkte ich einen schönen, großgewachsenen, sehr dunkelfarbigen Mann, der zwar weisse Moarass-Kleidung mit rothem Turban trug und dadurch außerordentlich indisch ausah, der mir aber dennoch den Eindruck machte, als sei er eher Negar als ein Indier. Ich konnte ihn, wie der Geologe sagen würde, nicht „bestimmen“. Steinen, den ich auf den Kellner aufmerksam gemacht hatte, schlug vor, irgend etwas in dem Curryhouse zu verzehren, um herauszufinden, woher der Mann stamme. Wir traten an seinen Tisch und ich bestellte auf hindustanisch Koffee und Whisky mit Soda. Er antwortete sofort: „Bahut acha Sahib“ (Sehr wohl, Herr). Als er den Koffee trank, fragte ich ihn, wiederum auf hindustanisch: „Woher kommen Sie?“ — Er antwortete erst in der Landessprache, dann auf englisch: „I am a pure Hindoo, Sir.“ — „Sprichst Du auch portugiesisch?“ fragte von den Steinen. — „Fallo tambem, Senhor“ lautete die Antwort. — „Nun wußte ich, aber vielmehr glaube ich wissen, wo's hinführt.“ Der Mann war. Er war zweifellos ein Goanese (aus der portugiesischen Kolonie Goa, südlich von Bombay), die allerdings in Indien als katholische Christen meist europäisch: Tracht tragen, die aber vielfach durch Vermischung mit den aus den afrikanischen Kolonien Portugals in Goa zusammengeführten sogenannten Portugiesin, die oft schwarzer sind, als die Eingeborenen selbst, mehr afrikanisches, als indisches Blut in den Adern haben. Der Mann, der zwischen den Düsselbörfern Zingraf und von den Steinen stand, schmeckte mir, während wir uns laut über ihn unterhielten, ein Glas Sodawasser ein. Ich sage, ohne zu bedenken, daß wir in London waren, ganz harmlos auf deutsch: „danke“. Der Kellner erwiderte eben so ruhig auf deutsch: „Bitte“. — „Nanu!“ rief Dr. Zingraf etwas erregt, „wo zum Donnerwetter (er kann auch Teufel gesagt haben) stammen Sie denn eigentlich her?“ — „Ich bin aus Düsseldorf, aus der Bergestraße. Du siehst Schinnoos.“ In Wahrheit war der Mann eine Zeit lang in Düsseldorf in einem an der Bergestraße gelegenen Caffee als Portier oder dergleichen angestellt gewesen. Woher er aber in Wirklichkeit stammte, das haben wir nicht erfahren.

— Rom, 10. Juli. (Ein Geschenk belgischer Damen an den Papst.) Der größte bisher gefasste Teppich wurde vor kurzem dem Papste Leo XIII. von einer Gruppe belgischer Damen als Geschenk überreicht. Dieser Riesenteppich hat ungeheuren Aufwand an Zeit und Kosten erfordert. Hergestellt wurde der vierzehn Meter messende Teppich im Hause Guillon in Brüssel. Die gesamte Arbeit wurde von Mädchen von 14 bis 15 Jahren hergestellt, die in Summa 2 800 000 Stiche vollführen mußten, um dieses Meisterwerk der Stickerei fertig zu stellen. Das Geschenk, das die größte Bewunderung des Papstes hervorgerufen hat, die er in einem Handbreiten zum Lobe der belgischen Industrie zum Ausdruck brachte, wird die päpstlichen Privatgemächer zieren.

— (Merke das „Hosenlupfen“ in der Schweiz) wird der „R. B. Z.“ geschrieben: „Unter dem zivilisierten Titel eines „Schwingsfestes“ wurde diese ursprünglich bei den rauen Horden des Oberlandes heimische Volksbelustigung am letzten Sonntag auch in St. Gallen einem viel tausendköpfigen Publikum vorgeführt. Schon seit einigen Jahren, nachdem die Turner in Stadt und Land sich der Sache angenommen, ist dieser interessante Ringkampf auch in der schweizerischen Böhme-Gegend eingebürgert worden, und das St. Gallische Fest war bereits das vierte, welches der Schwinger-Verband der Nordostschweiz beging. Auf dem schönen, geräumigen Wühl hatte der Turnverein von St. Gallen den angemessenen 140 Schwingern drei Kampfplätze bereit, auf denen nach einer Ansprache des Landammans und einem Hoch auf das Vaterland schon Vormittags die mutigen, kräftigen und fählichen Geistes das aufrengende Spiel begannen, um für das Schauspiel des Nachmittags die besten ihrer Kräfte auszuwählen. Der Festzug, welcher sich Mittags durch die Straßen der Stadt bewegte, war im Gegensatz zu sonstigen Märschen in der Schweiz von merkwürdiger Einfachheit und Schlichtheit; offenbar legten die selbstbewußten Athleten mehr Gewicht auf die Kraft ihrer Muskeln als auf äußere Pomp. Eine Zahl Appenzeller Sennen zog in Hemdärmeln daher und machte in den gelben Hosen, roten Westen und blauen- und bändergeschmückten Hüften einen originellen Eindruck. Die schwarzbraunen nackten Arme, die sonnenverbrannten Gesichter und die in den Ohren befestigten goldenen Rössel verliehen ihnen fast das Ansehen von Wilden, indessen räumten sie sehr friedlich ihre mit silbernen Ketten reich behängten Pfeifen und ließen sich in diesem Genusse auch nicht durch den Anblick der ihnen in schmäuder Nationaltracht voranschreitenden Sennen, des einzigen weiblichen Elements im Zuge, stören. Das herrliche Sommerwetter hatte eine gewaltige Menge von Zuschauern von nah und fern herbeigeloht, und an den Rassen, die gegen fünf Uhr den Zutritt zu dem etwa 7000 Personen fassenden Kampfplatze öffneten, entliefen zeitweilig ein arger Gedränge. Woher Stimmen wurden laut und erinnerten daran, daß man sich nicht in Wolke befände. Aber die Rastler wußten das Volk zu beruhigen. „Wann er net druck,

„D nein, ich werde es gewiß überwinden, ich kenne meine gute Natur. Leben Sie recht wohl, und bewahren.“ — Er wollte sagen, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Wie, Sie nehmen schon Abschied? Sie gaben mir doch das Versprechen, noch einmal zu kommen!“

„Lassen Sie es mich lieber nicht einlösen,“ meinte er mit einem seltsamen Ausdruck. „Ich habe eine schöne Zeit in Ihrem Hause verbracht.“

Er sagte ihre Hand, neigte den Kopf tief darüber und preßte die Lippen, zuckenden Lippen darauf, einmal, noch einmal — immer wieder und wieder.

Da legte es sich wie ein goldener Nebel vor ihre Augen, und ihr war es, als stände sie an jenem Nachmittage, da sie ihn zuerst gekostet, mit ihm vor dem Rosenkranze und Lichte ihn sagen: Ich breche nicht Rosen in fremden Gärten. Verwirrt entzog sie ihm die Hand. „Leben Sie wohl,“ sagte sie leise.

Langsam ging er über den Hof, bog dann in die Roskanten-Allee ein, durch die der stummernde Mondschein seine Strahlen streute. Er gedachte nicht zu denken, die den Weg bis auf den Grund leeren. Gottlob, er würde an das Weib seiner Lieb-zurückdenken können, ohne zu erröthen, und alles andere würde er überwinden.

Plötzlich fiel ein Schatten in sein Weg, die Gestalt eines Mannes huschte vom Felde her an ihm vorüber und verschwand im Dunkel. Für den jungen Offizier hatte das blickartige Auftauchen und Verschwinden im ersten Augenblick fast etwas Unheimliches, doch er schüttelte das Gefühl ab. Thorheit, wie viel fremde Kutscher und Diener mochten sich heute in Waldorfs herumtreiben.

Noch einmal Warte er zurück. Im Glanz unzähliger R. rzen strahlte das Haus, wo sie wohnte — an der Seite ihr's Mannes. Seine Augen wanderten weiter. Dort lag der Tanzplatz, wo er sie heute im Arm gehalten und geträumt hatte, geträumt — Thor, der er war!

In Waldorfs hatte das Fest noch nicht sein Ende erreicht. Zwar die verheirateten Herren, überhaupt die, welche in Gesellschaft von Damen gekommen, waren vom Hof gefahren. Im Herrenzimmer jedoch saßen noch einige Landjunker und Offiziere rauchend und trinkend um den Spieltisch. Herr von Wellnig hielt Bank, Gold- und Silberstücke rollten auf dem Tisch hin und her.

Gollbrocht war heute nicht recht bei der Sache. Er hatte versäumt, sich noch einmal nach dem G. fände umzusehen, um etwaigen Ungehörigkeiten zu steuern, auch war es ihm unangenehm, den Verwalter nicht mehr zu Gesicht bekommen zu haben. Und tragehaftig, die Gesichter der beiden Offiziere ihm gegenüber, die bald leichenblass, bald glühend roth wurden, während alle Muskeln darin zuckten, verdröben ihm die Sinne. Wie konnten sie so hohe Einsätze wagen und sich immer wieder am Spiel betheiligen — bitterarm, wie sie waren! Vor Geld besaßen sie natürlich nicht mehr, sie spielten auf Ehrenwort, die Wahnfinnigen!

Wackerlich rief er den Stuhl zurück und trat zu Wellnig. „Du sollst aufhören,“ flüsterte er ihm zu.

„Warum? Es ist noch früh, vor Sonnenaufgang fahre ich nicht.“ Gollbrocht wies auf die jungen Offiziere.

„Ach so! Laß sie doch, Freunden. Was schert's Dich?“

„Im Wirthshause ist es mir gleichgültig, doch in meinem Hause — Du wirst begreifen.“

„Nimm, ruhige Dein zartes Gewissen,“ lachte Wellnig brutal. „Ich zwinge sie nicht zum Spiel, mögen sie aufhören nach Belieben.“ Ein großer Haufen Gold und Banknoten lag vor ihm; ihn lockte Fortuna, und ihn freute der Gewinn.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht über das Eisenerzvorkommen im Tanch-Bezirk, Prov. Supeh, China.

(Fortsetzung.)

Anhang.

Im Anschluß an den vorstehenden Bericht seien im Nachstehenden noch einige Charaktere, sowie sonstige Eigentümlichkeiten der Chinesen besprochen, die, keineswegs erschöpfend behandelt, dem Fernstehenden nur ein Bild von den Schwierigkeiten geben mögen, unter denen ein Betrieb auf europäischer Grundlage in China zu führen ist. Es sei auch noch bemerkt, daß die Charakterbeschreibung nur den Blick wegt hat, über die Nord- sowie Südchinesen steht Schreiber dieses kein Urteil zu, obgleich ein solches sich mit demjenigen über die Bevölkerung Mittelchinas ziemlich decken wird. Auch seien nur diejenigen Eigentümlichkeiten hervorgehoben, die auf die Beförderung von directem Einfluß sind.

Es ist allgemein bekannt, daß China namentlich in den Yang tze-Provinzen an einer Ueberbevölkerung leidet und giebt es wohl kein Land der Erde, das dichter bevölkert wäre als diese. Man erhält davon einen wahren Begriff, wenn man von einem hohen Berge aus einen Blick auf die Ebene wirft. Ein wohlbebautes Land mit unzähligen größeren und kleineren Ortschaften, die eine nicht weit von der anderen entfernt, bietet sich alsdann dem Beschauer dar. Man würde aber einen Fehlschluß thun, wollte man nach unserm europäischen Gefühl nach der Größe der Ortschaften deren Einwohnerzahl schätzen, denn auf der gleichen Häuserfläche wohnt in China mindestens die fünf-, wenn nicht zehnfache Bevölkerung. Das Gros dieser Bevölkerung bilden die sogenannten Coolis, chinesisch fu tze Arbeiter, Leute, die familienweise unter einem meist bejahrten und infolge dessen respektierten Oberhaupten beisammen wohnen, ihren gemeinsamen Grund und Boden besitzen, den sie bebauen und der ihnen für ihr Leben einen wenn auch lägerlichen, so doch genügenden Unterhalt gewährt. Ohne die große Fruchtbarkeit des Landes, deren schon in der Einleitung zum Bericht Erwähnung getan ist, würde es nicht möglich sein, daß eine solch große Bevölkerung, die allein auf die Erzeugnisse ihres Aders angewiesen ist, in diesem Landstriche ihre Ernährung fände; dazu kommt noch in zweiter Linie die ungeheure Geringfügigkeit der Chinesen.

Es giebt keinen bedürftigeren Menschen als einen chinesischen Cooli, allerdings ist diese Bedürfnislosigkeit eine mehr tierische und es wäre für das Land eigenes Versehen zu wünschen, daß die Bedürfnisse geistig wären; solange dieses nicht der Fall ist, wird auch von einem wahren Fortschritt niemals die Rede sein können.

Man braucht nur einen Blick in eine chinesische Behausung zu thun, um hiervon überzeugt zu sein. In einer elenden Zimmerröhre ohne genügenden Schutz gegen die Einflüsse der Witterung, jeglicher bequamen Einrichtung ermangelnd, mit aus Lehm geklammelter Fußboden, leidet der gewöhnliche Chinese mit seiner meist sehr starken Familie. Nicht einmal die Wohlthat des wärmenden Feuers kennt er zur Winterzeit, er hält sich nur tiefer in seine Lampen und verkauert sich in seine Hülle, eine Art Winterschlaf haltend. Mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit fallen die zerlumten Kleidungsstücke eins nach dem andern. Ein Brett ist des Chinesen Bett und er ist schon wohlhabend, wenn er einige Laten zum Zudecken besitzt. Ein offenes Feuer, dessen Qualm nicht aus dem Hause entweichen kann, da es an Schornsteinen oder Lichtlöchern fehlt und der deshalb die Hülle in eine Art Rauchkammer verwandelt, dient nur zur Bereitung der Speisen, die zumeist aus Reis, Mais oder Hülfsfrüchten bestehen. Den Luxus einer Fleischspeise erlaubt sich der gewöhnliche Chinese nur an hohen Festtagen, unter denen das Neujahr eine Hauptrolle spielt. Andere Bedürfnisse kennt der Chinese nicht.

Wenn man jedoch diese Bedürfnislosigkeit im rechten Lichte betrachtet, so kann man sie keineswegs als lobenswerth bezeichnen, wie so oft geschieht, sondern im Gegentheil als eine eines Menschen unwürdige und eigener Trägheit entspringende, denn gar oft wäre es sehr leicht, die äußeren Lebensumstände bequamer zu gestalten, wenn nur der Trieb dazu vorhanden wäre. Wo aber dieser Trieb fehlt, da fehlt auch der praktische Sinn und es ist daher kein Wunder, wenn der Kulturzustand des chinesischen Volks heute noch auf derselben Stufe steht wie vor 2000 Jahren.

Hierzu giebt es z. B. die herrlichsten Bausteine, die an Bergeshängen mit Leichtigkeit gebrochen und aus denen schöne Häuser hergestellt werden könnten; anstatt dessen begnügt sich das Volk mit elenden, schmutzigen Lehmhütten, deren Bau ihm weniger Mühe macht.

Selbst weit tiefer in der Kultur stehende Völker zeigen nicht einen solchen Mangel an Sinn zur Verrichtung der in ihnen liegenden Arbeitskraft wie die Chinesen.

Auch giebt es hier Kohle genug, um den ganzen District ausreichend damit versehen zu können; wo dieselbe leicht gewinnbar zu Tage liegt, wird sie auch gebaut und verworfen, wo aber die Gewinnung irgendwelche Schwierigkeiten macht, die durch Arbeit leicht bewältigt werden könnten, da scheut der Chinese zurück. Dagegen wird die Kohle nur am Ausgehenden mittels Raubbaues herausgewonnen; tief zu gehen oder gar Stollen zu treiben, fällt den Chinesen gar nicht ein, trotzdem Eisen und Pulver ihnen schon seit Jahrtausenden bekannt sind.

Auch die Eisenindustrie ist auf derselben Stufe stehen geblieben, auf der sie vor so vielen Jahrhunderten stand.

Ebenso wenig wie die Chinesen in diesen Beziehungen irgendwelche Fortschritte gemacht haben, ebenso wenig haben sie daran gedacht, sich ein bequemeres Transportmittel zu schaffen. Wo keiner der im Reiche weit verzweigten Wasserwege den Transport mittels Booten gestattet, da tritt der Cooli-Transport in Kraft. Es ist allerdings unglücklich, welche Lasten ein solcher Cooli zu tragen vermag; ohne sichtbare Anstrengung trägt er seine auf die beiden Enden einer seiner Schultern zu tragenden Bambusstange vertheilte Last über große Höhen, welche Last zu heben und große Schwierigkeiten bereiten würde. Der Karren-Transport hat sich nur in vereinzelten Gegenden eingebürgert. Obgleich nun der Chinese auf diese einzigen Transportmittel angewiesen ist, so wird dennoch wenig oder gar nichts für Wegebau getan. Schmale zwischen Reisfeldern sich hinstreckende Wege, die zur Regenzeit unpassierbar sind, verbinden die einzelnen Ortschaften. Der Grund, weshalb diese Wege nicht durch Austragen der reichlich vorhandenen Steine in Ordnung gehalten werden, ist einzig und allein wieder der Trägheit des Volkes zuzuschreiben, das lieber in den Ortschaften Thee trinkend, um Geld spielend, oder, wenn es die Mittel erlauben, Opium rauchend herumlungert, als harte Arbeit zu verrichten.

Wo man geneigt ist, die Chinesen milder zu beurtheilen, ihnen sogar einen gewissen Fleiß nachzurufen, das ist auf dem Gebiete des Ackerbaues, wenn man die Ausbeutung des Bodens bis zum Äußersten, das vorzüglich ausgebildete System der Feldberieselung sowie die Ausnutzung des kleinsten Fleckchens Landes bis auf die hohen Berge, wo der Genuß durch Aufstiegen von Steinmauern gegen die Abkühlung durch Wasser geschützt wird, beobachtet; aber auch hier ist der Fleiß nur ein scheinbarer, und wird die Arbeit des Einzelnen nur eine geringe, wenn man die Gesamtarbeit durch die Anzahl der reichlich zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte theilt. In der That ist der Ackerbau die einzige Beschäftigung der Chinesen und kann nicht ihre ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmen; auch dieser würde zweifellos vernachlässigt worden sein, wenn nicht die Ernährungfrage zu enge damit verknüpft wäre.

(F. i.)

1. **Gustav Hindertbur,** **Lohnungstabelle**
 oberhalb der katholischen Kirche. bei **C. Buchh.**

11)